

Wenn die Zeit bis zum Weltende auch von Gott nach Auskunft des Motivs des eschatologischen Maßes programmiert ist, so gibt es für den Menschen dennoch keine Möglichkeit der Berechnung des Zeitpunktes. Denn der Mensch weiß wohl um die Festsetzung des Maßes, nicht aber um die Länge der von Gott vorgesehenen Zeit. Nur Gott weiß, wann das Maß des Leidens und der Sünde bzw. die Anzahl der Gerechten, der Märtyrer und der Versiegelten voll ist. Deshalb schließt das Motiv die Erwartung eines plötzlichen Einbruchs des Weltendes auf seiten der Menschen nicht aus.

Dem Ziel der Arbeit entsprechend analysiert Stuhlmann vor allem die neutestamentlichen Texte, in denen sich das Motiv finden läßt. Die Tatsache, daß sich das Motiv sprachlich nicht eindeutig ausmachen läßt, wird in dem einen oder anderen Fall die Frage stellen lassen, ob es tatsächlich die Rolle spielt, die ihm der Verf. einräumt. Insgesamt sind die Analysen im Blick auf das Motiv sorgfältig durchgeführt. Wegen der breit angelegten Arbeit war es dem Verf. wohl nicht möglich, die neuere Literatur zu den einzelnen Perikopen hinreichend zu berücksichtigen. Er stützt sich meistens auf nur wenige Autoren und Kommentatoren, so daß seine Aussagen, die nicht dem Motivzusammenhang gelten, nicht immer dem neueren Forschungsstand entsprechen.

Hilfreich ist das ausführliche Stellenregister, in dem die Seitenzahlen, die eine eingehende Exegese eines Textes bieten, unterstrichen sind. Wegen der Bedeutsamkeit des Motivs des eschatologischen Maßes für die neutestamentliche Eschatologie überhaupt wird die Untersuchung Stuhlmanns sicherlich die verdiente Beachtung finden.

H. Giesen

VÖGTLE, Anton: *Was ist Frieden? Orientierungshilfen aus dem Neuen Testament*. Freiburg 1983: Herder Verlag 168 S., kt., DM 14,80.

Viele der Bücher zum Thema „Frieden“, die in den letzten Jahren erschienen, sind gekennzeichnet durch eine direkte Parteinahme für die eine oder andere Richtung der Friedensbewegung. Immer wieder spielte dabei auch eine Begründung aus dem Neuen Testament, insbesondere aus der Bergpredigt, eine Rolle. Deshalb ist es zu begrüßen, wenn ein führender Neutestamentler in aller Nüchternheit die in Frage kommenden neutestamentlichen Texte befragt und auf diese Weise Orientierungshilfen für das Verhalten der Christen heute gibt.

Zunächst macht Vögtle auf den unterschiedlichen Gebrauch des Wortes Frieden im Neuen Testament aufmerksam. In ihm geht es anders als in der heutigen Fragestellung nicht um den Frieden als Gegensatz zum Krieg, sondern vor allem um den Frieden mit Gott und deshalb auch mit sich selbst. Das Neue Testament spricht unbefangen von Soldaten und deren Dienst und setzt Kriege voraus, ohne direkt Stellung zum Problem Krieg und Frieden zu nehmen. Die Ursache dafür ist bei Jesus die eschatologische Ausrichtung seiner Botschaft und in der frühen Kirche u. a. die Unmöglichkeit, politisch Einfluß zu nehmen. Aufgrund ihres Selbstverständnisses, in der letzten Zeit zu leben, tritt das Problem nicht in ihren Gesichtskreis, zumal die Berufsheere es dem einzelnen Christen ermöglichen, sich vom Soldaten- und Kriegsdienst fernzuhalten.

Wenn Jesus seine Botschaft von der Gottesherrschaft verkündet, die letztlich Friedensbotschaft ist, dann bleibt er doch realistisch genug, das Böse in der Welt nicht zu verharmlosen. Da sein Evangelium des Friedens sich nicht von menschlichem Einsatz abhängig macht, sondern sich der Initiative Gottes verdankt, wird es durch die Geschichte auch nicht widerlegt. Das Gebot „Du sollst nicht töten“ wie die Schwertworte und das Logion vom Hinhalten der anderen Wange u. a. unterstreichen eindeutig die Forderung, die Mechanismus der Gewalt zu überwinden, soweit sie zu diesen Fragen überhaupt Stellung nehmen. Die beiden Fragen, ob ein Staatswesen mit der Bergpredigt regiert werden könne oder gar müßte, müssen aufgrund der Lehre und des Verhaltens Jesu verneint werden. Bestimmend dafür ist, daß die Forderungen der Bergpredigt in der Botschaft Jesu vom beginnenden endgültigen Heilshandeln Gottes begründet sind. Von daher läßt sich ein Verzicht auf Gewalt und Rechtsnahme nicht erzwingen. „Nur aus der Freiheit des Glaubens können Menschen jene Freiheit für Gott und für den Mitmenschen zu gewinnen suchen, zu der die Bergpredigt einlädt“ (127).

Wie Jesus stellt auch die frühe Kirche die Institutionen staatlicher Macht nicht in Frage, wofür vor allem Röm 13,1–7 spricht. Dem Christen bleibt die Verpflichtung, alles in seiner Macht Stehende

zu tun, um mit seinem Nachbarn in Frieden zu leben. In der geänderten politischen Situation heute ist er zudem verpflichtet, alles zu tun, um Kriege verhindern zu helfen. Dabei muß der Sachverstand entscheiden, welche Mittel geeignet sind, um dieses Ziel zu erreichen.

In der gegenwärtigen Friedensdiskussion ist das Buch Vögtles, der seine Orientierungshilfen aus dem Neuen Testament in einer auch für den Nichtfachmann verstehbaren Sprache formuliert, vor allem auch wegen seines sachlichen, emotionsfreien Urteils, ein richtungweisender Beitrag.

H. Giesen

*Die Frau im Urchristentum.* Hrsg. v. Gerhard DAUTZENBERG, Helmut MERKLEIN, Karlheinz MÜLLER. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 95, Freiburg 1983: Herder Verlag. 358 S, kt., DM 64,-.

Die exegetischen Beiträge über „die Frau im Urchristentum“ gehen auf eine Tagung des Schülerkreises Rudolf Schnackenburg im Herbst 1980 zurück und wurden für den Druck zum Teil erheblich überarbeitet. Im ersten Beitrag zeigt J. Blank, wie Jesus mit Frauen umgeht. Dabei zeigt sich, daß er sie völlig gleichberechtigt mit dem Mann behandelt und ihr gleich ihm das Heil Gottes anbietet. Wie neutestamentliche Schriftsteller die Mutter Jesu sehen, sucht R. Mahoney nachzuzeichnen. Seine Ergebnisse sind allerdings nicht in allen Punkten überzeugend. So wird man seine Position, Maria habe nach Markus zu denen gezählt, die Jesu Mission kritisch gegenüberstanden, kaum übernehmen können. Auch scheint mir die Szene unter dem Kreuz mehr zu sein als eine schlichte Versorgungsszene. Gut stellt er dagegen die positive Bedeutung Mariens im Lukasevangelium heraus. Von besonderer Bedeutung sind die Frauen auch für die Osterbotschaft, wie H. Ritt in seinem aufschlußreichen Aufsatz zeigt. Die synoptischen Texte über die Ehescheidung werden erst recht verständlich, wenn man die Auffassung zur Ehe und Ehescheidung in der antiken Welt zum Vergleich heranzieht, wie R. Geiger es tut. Es zeigt sich dann nämlich, daß Jesus eindeutig für die nach damaliger Rechtsauffassung schwächere Position der Frau eintritt. Weithin verdeckt ist die Rolle der Frau innerhalb der frühchristlichen Mission. Sie wird von A. Weiser in gebührender Weise wiederentdeckt. Wie dann G. Dautzenberg in seiner ausgezeichneten Studie nachweist, gibt es keinen echten Paulustext, der in irgendeiner Weise ein negatives Frauenbild erkennen ließe. Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung ist auch die gegenseitige Abhängigkeit von Gesellschaftsordnung und Gemeindeordnung. H. Merklein analysiert 1 Kor 7 und begründet dabei in überzeugender Weise die These, daß 1 Kor 7,1b eine korinthische Parole ist, die Paulus aufgreift, um sein Verständnis von Sexualität, Ehe und Ehelosigkeit zu entwickeln. C. Bussmann geht der Frage nach, ob es christologische Begründungen für eine Unterordnung der Frau im NT gebe. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, der verheißungsvolle Auftakt wie Gal 3,28 habe sich im frühen Christentum nicht durchsetzen können, wonach die Frau dem Mann in Christus völlig gleich ist. Weiterführend ist die Untersuchung K. Müllers über die Haustafel des Kolosserbriefes und das antike Frauenthema. Die bisherige Ableitung der Haustafel von stoischen Modellen erweist sich als nicht sachgemäß. Die Haustafel hat ihre Vorbilder vielmehr in der hellenistischen Ökonomik, die das gegenseitige Verhalten im Haus regelt. Die Frau ist demgemäß zwar dem Mann untergeordnet; diese Unterordnung ist jedoch durch die Liebe des Ehemannes zur Frau kontrolliert. Mit der Haustafel entscheidet sich der Verfasser des Kolosserbriefes für eine bestimmte humane Stellungnahme innerhalb der antiken Diskussion um die Rolle der Ehefrau. Wie wichtig Frauen in der Urkirche waren, vermag auch G. Lohfink zu zeigen. So wird Röm 16,1–2 die Diakonin Phöbe genannt. Da Paulus hier das Maskulin „Diakon“ verwendet, ist im übrigen nicht auszuschließen, daß auch zu den Diakonen in Philippi Frauen zählten. Röm 16,7 benennt mit Junia sogar einen weiblichen Apostel. Das galt für viele Autoren für so ungewöhnlich, daß man aus der Frau einen Mann machte. Wie die neuere Forschung zeigt, war das ein später von Vorurteilen getragener Versuch, Frauen aus solch hervorragenden Stellungen herauszuhalten. Junia gehörte offenbar zu den Aposteln, die Paulus 1 Kor 15,7 nennt. Ihre Sendung geht damit auf den Auferstandenen zurück. In einem abschließenden Beitrag versucht M. Bußmann das Anliegen der feministischen Theologie zu vermitteln.

Der vorliegende Sammelband bemüht sich darum zu erhellen, welche Rolle die Frau in der frühen Christenheit spielte. Da die Anfänge der Kirche immer wieder eine kritische Anfrage an die Kirche heute sind, werden die vorgelegten Untersuchungen zugleich aktuell. Die positive Stellung